

Der Billeder „Kerweihstrauß“ geht nach Bayern

Urgroßmutter der künftigen Vortänzerin trug den Strauß vor über acht Jahrzehnten heim / Von Astrid Ziegler

In Bayern gibt es die beliebte Erzählung von Ludwig Thoma über den Wachmann Aloysius, den berühmten Münchner im Himmel, dem es im Jenseits so langweilig wurde, dass er von Gott zurück auf die Erde gesendet ward, um der bayerischen Regierung die göttliche Eingebung zu bringen. Des vielen Mannas und des Halleluja-Singens überdrüssig landete er im Hofbräuhaus, wo er seinen himmlischen Auftrag beim guten Hofbräu-Bier dermaßen vergaß, dass die Politiker der Landesregierung heute noch auf diese Inspiration warten.

Dies hier ist die Geschichte der Münchener Familie Ziegler, die auf ihrem Sommerurlaub in Paulisch die Gelegenheit bekam, eine Banater Kirchweih mitezuerleben.

Benno, der Familienvater, ist ganz klar Bayer und Münchener wie Aloysius. Wie dieser auch dem Wohlleben und der Tradition zugeneigt, überzeugter Oktoberfestbesucher.

Komplizierter ist die Identität der Mutter Astrid, von ihrer Herkunft her Banater Schwäbin, väterlicherseits mit Wurzeln in Billed. Sie wuchs in Temeswar auf und kam als Kind nach München. Als Erwachsene aber zog es sie wieder zurück in die neue alte Heimat.

Ihre Tochter Victoria, die Protagonistin dieser Erzählung, ist natürlich Münchenerin, aber laut eigener Aussage „auch Banaterin und da und dort zu Hause“. Denn sie wuchs als Kleinkind auch in einem Haus in Paulisch auf, lernte Rumänisch und Schwowisch. In München tanzt sie schon seit Jahren mit großer Begeisterung in der Banater Tanzgruppe, wo auch Brauchtum und Dialekt vermittelt werden.

Eines haben die drei aber gemeinsam: sie waren bisher noch nie auf einer Banater „Kerweih“.

Auf der vorbildlich organisierten Billeder Kerweih

In Billed – zu den Festtagen der Gemeinde – wartete der Banater Kerweivater Hansi Müller, unter dessen kundiger Ägide in

diesem Sommer schon zahlreiche Kirchweihfeste stattgefunden hatten.

Als Besucher aus Bayern fragt man sich unwillkürlich, was es mit diesem Feiertag auf sich hat, wodurch er sich von dem bayerischen Pendant unterscheidet und was es für Gemeinsamkeiten gibt.

Das Verbindende liegt auf der Hand: Es ist das Fest des Kirchenpatrons, das sowohl hier, als auch dort mit einem feierlichen Gottesdienst und dazugehöriger Unterhaltung,

Plötzlich „Kerweih-Mädche“

Zu unserer freudigen Überraschung stellte die Trachtenbeauftragte Edith Bartha unserer Vicky eine passende Billeder Festtagstracht zur Verfügung und Hansi Müller lud sie ein, beim Umzug mitzumarschieren. Vicky, die Kerweih-Debütantin, war begeistert. Mit dem „Kerweihstrauß“ an der Spitze, zu den Klängen der „Banater Musikanten“ unter der

hier alle Beteiligten durch ein liebevoll zubereitetes Buffet und Erfrischungsgetränke gestärkt hatten, brachen sie zum anderen Ende des Dorfes auf, um auch den Billeder Bürgermeister Ovidiu Oprița einzuladen.

Dabei führte der Zug am ehemaligen Haus der Billeder Roman-Urgroßeltern von Vicky, die sie in München als Kleinkind noch kennen gelernt hatte, vorbei. Wer, wie in der Satire von Ludwig Thoma geschehen, an ein Jen-

dem Strauß, den Paaren und allen Anwesenden erteilt. Der katholische Ritus ist den Bayern natürlich vertraut, hier im Banat wurde er durch die Dreisprachigkeit auf Deutsch, Ungarisch und Rumänisch bereichert.

Billeder Kerweih-Prinzessin, wie einst die Urgroßmutter

Den krönenden Abschluss des Festprogramms bildete der Einmarsch und die Vorfüh-

rer Höhepunkt wurde der Tradition entsprechend der „Kerweihstrauß“ „verlitzit“.

Dabei geschah ein kleines Billeder Kerweih-Wunder: der Strauß wandert zum ersten Mal in seiner Geschichte vom Banat nach Bayern, in die Heimat von Aloysius.

Die zukünftige Vortänzerin Victoria Ziegler wird im nächsten Jahr zusammen mit ihrem „Kerweihbuh“ Edi die Gesellschaft im Billeder



Gruppenbild der Billeder Heiderose vor dem Umzug



Vicky beim Umzug der Kirchweihpaare durch die Gemeinde
Fotos: Banat-tour

mit Essen und Trinken begangen wird. In Bayern findet die Kirchweih landesweit einheitlich am dritten Oktoberwochenende statt. Dann gibt es den traditionellen Gansbraten mit Knödeln und als Gebäck die in Schmalz gebratene „Aus'zogne“. Die Vereinheitlichung hatte im Jahr 1866 stattgefunden, da es vorher mit den vielen Feiertagen ganzjährig zu unzähligen Arbeitsausfällen gekommen war, die die Obrigkeiten nicht mehr hinnehmen wollten.

Im Banat dagegen gibt es noch die unterschiedlichen Termine. Schon den ganzen Sommer über konnte man von Dorf zu Dorf reisen, um zu feiern, bevor Hansi Müller Ende August im Bunde mit der Gemeinde und dem Deutschen Forum die Billeder Kerweih organisierte. Zur Veranstaltung kamen neben der „Billeder Heiderose“ auch die Tanzgruppen aus Busiasch, Großjetscha, Nitzkydorf, Hatzfeld und Neupalota, insgesamt 42 Paare, „Kerweihbuwä und - modlä“.

Leitung von Iosif Dorel Antal setzte sich der Zug vom Kulturheim aus in Bewegung.

Zuerst wurden Vortänzer und Vortänzerin abgeholt, die bei der letzten Kirchweih den Strauß ersteigert hatten. Auf dem Weg dorthin erklang immer wieder statt des traditionellen „Buwe, was hammerheit!“ die zeitgemäßere Variante: „Buwe und Mädeche, was hammerheit!“

Der nächste Stopp war im Forum der Billeder Deutschen, dem Heimathaus, wo das Ehepaar Csonti feierlich abgeholt wurde und nach altem Brauch einen Ehrenwaller tanzte.

Dort beehrten auch der Abgeordnete der deutschen Minderheit im rumänischen Parlament, Prof. Ovidiu Victor Ganț und der DFDB-Vorsitzende Dr. Johann Fernbach die Billeder Kerweih mit ihrem Besuch und unterstrichen damit die Bedeutung dieser Veranstaltung.

Nachdem sich auch

seits glaubt, kommt nicht umhin, sich vorzustellen, dass selbst die Vorfahren stolz auf die Parade der Trachten herabblickten.

Der göttliche Segen wurde von Pfarrer Bonaventura auch bei einem festlichen Gottesdienst

der Trachtengruppen am Sportplatz der Gemeindeschule. Sogar die Kleinsten aus der Kindergruppe durften hier dabei sein und beeindruckten die Zuschauer auf den vollen Tribünen mit ihren Darbietungen. Als weite-

Heimathaus begrüßen und bewirten dürfen. Sie tritt als Vortänzerin in die Fußstapfen ihrer Billeder Urgroßmutter Mitzi Pierre, für die vor genau 84 Jahren ebenfalls der Billeder Kirchweih-Strauß ersteigert worden war.



Kirchweihfest mit vielen bunten Trachten wurde am vergangenen Wochenende auch in der Kleinstadt Lippa (Verwaltungskreis Arad) gefeiert. Stadtverwaltung, Pfarrgemeinde und Deutsches Forum haben diese Tradition wiederaufgenommen, nachdem in den letzten Jahrzehnten zum Kirchenfest vorwiegend nur Festgottesdienste abgehalten wurden. Aus Platzgründen muss der geplante ausführliche Bericht zur Lippaer Kerwei auf kommende Woche verschoben werden. Im Bild: Kirchweihpaare aus Arad und Temeswar vor dem 1889 erbauten Gotteshaus.

Foto: privat

Herausgeber:

Demokratisches Forum der Deutschen im Banat

Redaktion: Temeswar/Timișoara, Str. 1 Decembrie nr. 10
RO-300231 Timișoara
Tel.+Fax: 0040-256-498210
E-Mail: temeswar@adz.ro; wkadz@netex.ro;

Das BZ-Team:

Siegfried Thiel (Redaktionsleiter)
thiel@adz.ro;
Werner Kremm (Banater Bergland)
wkremmadz@gmail.com;

Banater Zeitung

Ștefana Ciortea-Neamțiu neamtui@adz.ro;
Zoltán Pázmány pazmany@adz.ro;
Balthasar Waitz waitz@adz.ro
Dana Miculescu dana.miculescu.bz@gmail.com

Diese Ausgabe der Banater Zeitung ist zusammengestellt von Dana Miculescu

Vom Befreier-Prinzen bis zu den Nobelpreisträgern

BZ-Mitarbeiterin Astrid Ziegler zeigt Temeswar



Prinz-Eugen-Haus. Das Gebäude wird so bezeichnet, obwohl der berühmte Eroberer in Temeswar nie ein Haus hatte. Das Gebäude wurde auf dem Platz errichtet, auf dem 1716 das Forforoser Tor stand, durch das Prinz Eugen von Savoyen nach dem Sieg über die Türken in die damalige Festung einzog. Prinz Eugen von Savoyen hat heute jedoch in Temeswar ein Denkmal.



Der Freiheitsplatz mit der Statue des Heiligen Nepomuk und der Heiligen Maria und dem deutschen „Alten Rathaus“ im Blick.



Der Sankt-Georgsplatz in der Nähe des Freiheitsplatzes, gesäumt von Straßenbahnlinien. Die aus Temeswar stammende und in Deutschland lebende Lyrikerin Sigrid Katharina Eismann (kleines Foto) hat der Temeswarer Straßenbahn in ihrem neuesten Band „Dschangakinder“ ein literarisches Denkmal gesetzt.



Die frisch renovierte Innerstädtische neologe Synagoge



Das Nikolaus-Lenau-Lyzeum strahlt nach Renovierungsarbeiten in neuem Glanz. Die Schule besuchten zwei spätere Nobelpreisträger: Stefan Hell und Herta Müller.



Das Palais Miksa Steiner, das „Zuckerbäcker-Haus“, schönster Repräsentant des Temeswarer Sezessionsstils.



Rendezvous Astrid Ziegler (Foto) - Egon Erwin Kisch, der rasende Reporter (kleines Bild), der 1916 in Temeswar gewesen ist. Und zwar im Wiener Kaffeehaus, heute Lloyd-Restaurant. Ein Gedicht von Kisch über Temeswar beginnt so: „Heißgeliebte, süße Sári, Als ich kam nach Temesvári“, ...

Fotos: Hans Rothgerber

Brigittes Reisen

Wenn jemand eine Reise tut, so kann er was erzählen...

Das jedenfalls wusste schon der deutsche Dichter und Journalist Matthias Claudius vor über 200 Jahren, als er ein Gedicht über Reisen schrieb. Wenn ich an die erste große Fahrt meiner Kindheit mit den damit verbundenen schönen Erlebnissen denke, kann ich dies auch von mir behaupten. Obwohl dazwischen mehrere Jahrzehnte liegen, sind die Erinnerungen an den Urlaub mit meinen Eltern in den 70er-Jahren noch sehr lebendig.

In vergangenen kommunistischen Zeiten waren die Menschen in Rumänien froh, wenn ihre Grundbedürfnisse gedeckt waren. Auf Reisen zu gehen galt als Luxus und war nicht uneingeschränkt möglich. In die Berge oder ans Schwarze Meer zu fahren war ohne Zweifel ein größeres Abenteuer. Von einer Fahrt ins Ausland konnte man bestenfalls nur träumen. Demzufolge gehörten nur wenige zu den Glücklichen, die in die Bruderstaaten Ungarn, Bulgarien oder gar in die DDR fahren durften. Die große weite Welt endete größtenteils für die Bürger an den Landesgrenzen. Jeder versuchte so gut es ging, sich darauf einzustellen und blieb im eigenen Land, welches zu entdecken sich immer lohnte.

Eine gute Möglichkeit, aus seinem Alltag ausubrechen, war, einen Kurantrag bei seinem Arbeitgeber zu stellen. Der Aufenthalt in einem Heilbad wurde nicht nur staatlich gefördert, er sollte der arbeitenden Bevölkerung als Erholung von den Strapazen des Aufbaus des Sozialismus dienen. Die Chance, ihrem Trott zu entfliehen, ergriffen auch meine Eltern und beantragten eine Kur, die glücklicherweise genehmigt wurde. So kam es, dass ich schon in jungen Jahren nach Herkulesbad/Băile Herculane reisen durfte.

Das Heilbad ist der älteste und mit Sicherheit auch einer der schönsten Kurorte Rumäniens. Das idyllisch gelegene Fleckchen Erde mit seinen Thermalwasserquellen kannten schon die Römer. Die Siedlung wurde bei ihrer Gründung dem griechisch-römischen Gott Herkules gewidmet. Dessen beeindruckende bronzenen Statue steht auch heute noch im Ortszentrum. Das Bad, damals Ad aquas Herkulisacras (Die heiligen Wasser Herkules) ge-

nannt, wurde im Jahr 153 n. Chr. zum ersten Mal schriftlich erwähnt und damals schon zu Heilzwecken genutzt. Leider geriet es nach dem Rückzug der Römer viele Jahrhunderte in Vergessenheit und führte bis zu seiner Wiederentdeckung im 19. Jahrhundert einen Dornröschenschlaf. Eine Renaissance erlebte das Kleinod am Fuße des Mehedinți-Gebirges in den Tagen der österreichisch-ungarischen Monarchie. Damals wurde es zu einem prestigeträchtigen und sehr mondänen Ort. Man ging dorthin zur Behandlung von Krankheiten, aber auch zur Entspannung und Erholung. Rückblickend kann man von Glück sprechen, dass zu der damaligen Zeit das Potential der schönen Landschaft im Cerna-Tal erkannt wurde. Die direkt am Fluss und in der Nähe der Thermalquellen errichteten Prachtbauten existieren noch heute. Auch wenn sie mittlerweile heruntergekommen sind und dringend saniert werden müssten, sehen die großen Gebäude im barocken Wiener Stil immer noch beeindruckend aus. Ich denke dabei an das ehrwürdige Casino, die traumhaft schöne Bogenbrücke in Richtung Neptunbäder, an die vielen lauschigen Lauben, den Herkules-Platz, an das Apollo Hotel und an das alte Bahnhofsgelände.

Da meine Eltern damals noch kein Auto besaßen, fuhren wir mit dem Zug in die Kurstadt. Die erste Erinnerung, die ich an unsere Reise habe, ist die Ankunft am Bahnhof. Auf dem Weg zu unserer Unterkunft kam ich bei dem Anblick der wunderschönen alten Gebäude nicht aus dem Staunen heraus. Den größten Eindruck hat auf mich zweifellos das Hotel Apollo gemacht. Unsere Herberge war für damalige Verhältnisse ein sehr modernes, in nüchterner Sowjet-Architektur errichtetes Hochhaus. Die zahlreichen Nachbildungen von römischen Säulen, Statuen und die großflächige Malerei im Foyer sind mir bis heute in Erinnerung geblieben. Rückblickend würde ich sagen, die Mischung aus kitschig-römischen Fantasien und sachlicher Architektur war das Schönste, was ich mir damals vorstellen konnte.

Das staatliche Hotel war nicht nur unsere Bleibe für zwei Wochen, mei-



Bogenbrücke in Richtung Neptunbäder

Foto: Zoltan Pazmany

ne Eltern hatten dort auch ihre Kuranwendungen. Wenn wir von den zahlreichen Ausflügen in der Stadt oder der Umgebung in unser Quartier zurückkehrten, erhellte sich sofort mein Gesicht beim Anblick des Betonkolosses. Neulich habe ich im Album meiner Eltern ein Foto entdeckt, welches mich vor dem Hotel zeigt. Chic bekleidet in einem für damalige Zeiten modernen Matrosen-Outfit, stehe ich im weitläufigen Eingangsbereich. An die große Palme im Hintergrund kann ich mich auch noch gut erinnern. Solch eine exotische Pflanze hatte ich bis dahin noch nicht gesehen.

Alle, die auf Kur waren, mussten aktiv sein und viel für ihre Gesundheit tun. Meine Eltern nahmen das Angebot im heißen und schwefelhaltigen

Papa Eis kaufte. Ich bekam die leckere Kaltspeise sooft ich wollte, mehr noch, ich durfte sie sogar vor dem Essen genießen. Die Bedingung dafür war, dass ich Mama nichts erzählen sollte. Dies habe ich gerne getan, denn die drei Mahlzeiten, die wir in dem Speisesaal des Hotels täglich zu uns nahmen, waren keineswegs so lecker wie die himmlische Schleckerei, die mir mein Papa immer kaufte.

Wenn beide Eltern frei hatten, unternahmen wir ausgedehnte Streifzüge entlang des Flusses Cerna und bestaunten die schönen Thermalbäder an seinem Ufer. Auch außerhalb der Stadt gab es viel zu sehen und zu entdecken. Eine unserer Wanderungen auf die benachbarten Felsenhänge führte uns zu blubbernden, nach Schwefel stinkenden Schlammflöchern. Die



Mit meinen Eltern in der Innenstadt Foto: privat

Thermalwasser zu baden, gerne an. Die zahlreichen Therapien mit Heilschlamm sorgten nicht nur für Entspannung, die beiden tauschten mit anderen Patienten Informationen aus und waren in bester Urlaubsstimmung. Kinder waren in den Anwendungsbereichen leider nicht zugelassen, daher musste abwechselnd jeweils ein Elternteil auf mich aufpassen. Während meine Mutter entspannt ihre Therapien genoss, ging mein Vater mit mir spazieren, meistens ins Stadtzentrum. Besonders glücklich war ich, wenn mir

Erzählungen über die in frühen Zeiten dort aktiven Vulkane fand ich sehr spannend. Später habe ich gelesen, dass die wilde und naturbelassene Karstlandschaft mit tiefen Schluchten und dunklen Wäldern um den Kurort herum zu dem Nationalpark Cerna-Tal gehört und bereits im Jahre 1932 als Naturreservat anerkannt worden ist. Das Naturschutzgebiet ist immer noch eines der größten des Landes und bietet mit seinem milden mediterranen Klima zahlreichen Tier- und Pflanzenarten eine Heimat.

Die schönsten Ausflü-

ge waren jedoch jene, die wir in den Wald hinter unserem Hotel oder im nahen felsigen Gelände machten. Die Wege waren in der Regel gut befestigt und schlängelten sich durch die Landschaft. Häufig sahen wir Schilder, die vor der Hornvipern warnten. Leider waren viele Kurgäste und auch Einheimische von der Gefährlichkeit der Reptilien überzeugt. Zahlreiche Horrorgeschichten über Menschen, die von den Schlangen gebissen oder gar getötet wurden, sorgten für Angst und Schrecken. Dies war für den Umgang mit ihnen nicht gerade förderlich. Im Grunde genommen versteckten sich die Vipern vor den Menschen und wollten sicherlich in Ruhe gelassen werden. Wenn man die harmlosen Tiere nicht störte und ihre Lebensgewohnheiten kannte, ging überhaupt keine Gefahr von ihnen aus. Unwissenheit gepaart mit Ignoranz trugen leider dazu bei, dass man ihnen größtenteils feindlich begegnete. Folglich bekamen Touristen den Tipp, erst gar nicht abzuwarten, was geschehen würde, sondern die armen Schlangen sofort zu töten.

Auch meine Eltern ließen sich von den kursierenden Horrorgeschichten über Vipern anstecken. Kamen wir auch nur in die Nähe von Felsen, umgefallenen Bäumen oder hohem Gras, wurden beide wachsam. Sobald meine Mutter das leiseste Rascheln hörte, nahm mich Papa auf seine Schultern. Ich fühlte mich dort nicht nur sicher, ich hatte auch einen guten Überblick auf den Weg. Stets bewaffnet mit einem dicken Stock, zog mein Vater wie ein mutiger Krieger durch die Landschaft. Mama und ich wussten, dass er uns beschützen würde, egal wie viele gefährliche Schlangen unseren Weg kreuzen würden. Dieses tiefe Gefühl des Vertrauens in seine Stärke wurde damals in mir fest verankert. Das Wissen, dass mein großer und starker Papa immer auf mich aufpassen würde, war immer mein treuer Begleiter. Glücklicherweise hatten wir damals keine Begegnung mit Vipern und so war zu meiner großen Freude kein einziges Tier zu Schaden gekommen.

Spaziergänge in das Stadtzentrum des Heilbades mochte ich auch sehr gerne. Wir flanierten stolz im Sonntagsstaat durch

den gepflegten Kurpark, gingen in eine Konditorei oder setzten uns auf eine Bank und schauten dem Treiben zu. Liebend gern beobachteten wir den Fotografen, der die zahlreichen Kurgäste für das obligatorische Urlaubsfoto ablichtete. Dieser hatte sich werbewirksam im Zentrum positioniert, ganz in der Nähe der Herkulesstatue. Es war ein strategisch guter Platz, denn jeder Kurgast lief irgendwann unweigerlich daran vorbei. Wie zur damaligen Zeit üblich, stellte man sich für ein Erinnerungsfoto neben präparierte Tiere. Ich hatte Glück, dass ich noch klein war und nicht wie andere Kinder auf dem Arm des zähnefletschenden Bären sitzen musste. Der Platz neben dem harmlosen und neugierig dreinschauenden Reh und mit Papa als Beschützer im Rücken, der gefiel mir deutlich besser.

Wie es heutzutage in Herkulesbad tatsächlich aussieht, weiß ich nur aus Erzählungen von Freunden und von zahlreichen Fotos. Seit der Revolution von 1989 ist das Kurbad leider immer mehr in Vergessenheit geraten. Der Zahn der Zeit nagt stetig an den alten Bauwerken, die mehrheitlich leider dem Verfall preisgegeben sind. Zwar ist schon zögerlich renoviert worden, es scheint aber keineswegs genug zu sein. Wenn weiterhin nichts getan wird, kann es sein, dass die vielen wunderschönen Gebäude bald nicht mehr betretbar sind oder sogar für immer verschwinden werden. Ich glaube, dass es dieser traumhafte Ort verdient hat, mehr Beachtung zu bekommen, um vielleicht in naher Zukunft wieder in neuem Glanz zu erstrahlen. Die Stadt hat sicherlich viel Potenzial und könnte nach einer behutsamen und fachgerechten Sanierung wieder zu einem der schönsten Kurorte Europas werden.

Ein Besuch in dem Heilbad, welches ich seit Kindertagen kenne, steht seit Langem ganz oben auf meiner Wunschliste. Der Gedanke, dass schon Kaiser Franz Josef I. und Kaiserin Sissi dort waren und ich als kleines Mädchen, gefällt mir richtig gut. Ich wünsche mir sehr, dass das Heilbad in naher Zukunft wieder zu dem Ort wird, der er früher mal war. Der Glanz vergangener Zeiten würde ihm sicherlich gut stehen.

Brigitte Maxa



UnterWEGs mit Astrid

Märchenhafte Verwandlungen

Von Astrid Ziegler

Wer kennt sie nicht, die Märchen der Gebrüder Grimm, die in Leinen gebunden in den meisten Haushalten der Deutschen in Rumänien vorhanden waren. Für uns Kinder waren es die ersten Prosatexte, mit denen wir in Verbindung kamen. Sei es dadurch, dass abends vor dem Einschlafen aus dem dicken und oft schon zerfledderten Buch vorgelesen wurde oder, was noch schöner war, dass Eltern oder Großeltern die Geschichten erzählen konnten. Dies entsprach der mündlichen Überlieferung dieser alten Gattung sogar mehr als die verschriftlichte Version und die oft begnadeten Erzähler in der Familie konnten persönliche Noten und individuelle Schwerpunkte setzen.

Mir wurde die Figur des bösen Wolfes, der das arme Rotkäppchen verschlungen hatte, beispielsweise so eindringlich und anschaulich nahe gebracht, dass ich aus einer Sommerfrische in Moneasa heim gefahren werden musste. In den Wäldern um den Kurort war Wolfsgeheul zu hören, von dem ich vor Aufregung psychosomatisch zu fiebern begann. Laut moderner Forschung werden im Märchen nämlich Inhalte des kollektiven Unbewussten dargestellt. Dazu gehören zweifellos auch die in der kindlichen Psyche vorhandenen Urängste, die nach der Konfrontation mit der akuten Bedrohung auch verarbeitet werden können.

Im Wartburg meines Großvaters auf dem Weg nach Temeswar ging es mir dann nämlich schnell besser. Auf der Rückbank auf Kissen gebettet entfernte ich mich von dem bösen Wolf, der fortan im Wald von Moneasa bleiben und mich nicht mehr behelligen sollte. Von meiner komfortablen Position zu den Sternen blickend, grübelte ich schon über die nächste Erzählung, nämlich die der Sterntaler, die Geldsegen über ein armes aber freigiebiges Mädchen bringen konnten.

Das Märchenbuch, aus dem meine Mutter mir vor dem Schlafengehen vorlas, stammte noch aus der Zeit, in der sie in Kleinbetschkerek als Lehrerin gearbeitet hatte. Vor meiner Geburt hatte sie ihre Schülerinnen und Schüler mit diesen Geschichten vertraut ge-



Astrid im Märchenwald (Collage)

Symbolfoto: privat

macht, die in diesem alten Buch noch ohne Illustrationen abgedruckt waren. Das Heranführen an die Märchen, mangels Bilder durch reine Imagination, setzte frühkindliches Kopfkino in Gang und beflügelte die Fantasie mehr als spätere Bilderbücher oder gar Filme.

Natürlich bestaunen wir Kinder in den siebziger Jahren dann auch Walt Disneys Schneewittchen in Temeswar im richtigen Kino. Ich sah das hübsche junge Mädchen, die schön-böse Stiefmutter und die lustigen Zwerge, wie sie agierten, hörte sie sprechen und singen. Die schwarzhaarige Prinzessin gefiel mir auf Anhieb, denn sie wirkte kindlich wie ich und trug die dunklen Haare auch mittellang durch eine Schleife zurück gebunden.

Im deutschen Theater meiner Heimatstadt erlebte ich damals auch eine weitere prägende Geschichte. Es handelt sich um die Inszenierung von Wilhelm Hauffs Kunstmärchen der Romantik „Das kalte Herz“. Ich litt mit der bedauernswerten Frau des Köhlers Peter Munk und verstand nicht, wie man ein warmes, schlagendes Herz für Reichtum verkaufen konnte. Es gab eine Szene, in der Holländermichel, der Bösewicht, der im Tausch gegen Menschlichkeit skrupellose Bereicherung ermöglichte, seinem Geschäftspartner Munk seine Herzsammlung zeigte. Die Herzen pulsierten hellrot in der Dunkelheit und ließen einen erschauern bei der Vorstellung, wie viele Menschen der Ver-

suchung, ihr Gewissen zu verkaufen, erlegen waren. Das verstand ich schon als Zehnjährige, kurz vor dem Abschied von meiner Geburtsstadt.

Durch meine eigenen Kinder kam ich dann wieder mit dem Zauber der Märchen, die inzwischen in Deutschland und Österreich sogar zum immateriellen UNESCO-Kulturerbe erklärt worden waren, in Berührung. Als meine jüngste Tochter Victoria ein Baby war, mochte sie nicht gerne Auto fahren, so dass ich anfangs die Strecke München-Paulisch, knapp 1000 km, immer nachts zurückgelegt habe. Das brachte mich jedes Mal an die Grenze meiner Leistungsfähigkeit. Ab dem Zeitpunkt, als die Kleine gewissen rationalen Argumenten zugänglich geworden war, wurde dann endlich tagsüber gefahren. Als Reisebegleitung hatten wir unseren langjährigen Mitarbeiter Nelu dabei, der damals so gut wie zur Familie gehörte und auf der Fahrt gebeten wurde, als Märchenonkel Vicky bei Laune zu halten.

Wie beschwerlich aber auch wie schön waren doch diese Fahrten mit dem kleinen Kind! Wir sangen lautstark: În pădurea cu alune, aveau căsuța doi pitici oder Are o babușcă doi pui de rățușcă. Dann kamen die rumänischen Märchen dran, mit denen Nelu, der sich als begabter Erzähler entpuppte, uns in den Bann schlug. Auch ich lauschte aufmerksam den basme meiner Kindheit. Zum Beispiel erinnerte ich mich wieder an die Punguța cu doi bani, oder

an Prislea cel voinic, Făt frumos oder Ileana cosânzeana. Ich hatte zwei Jahre lang einen rumänischen Kindergarten besucht, wo mir mit der Sprache auch diese Volksmärchen nahe gebracht wurden.

Vor allem die rumänische Version von Frau Holle, die Fata Moșului și fata babei heißt, ließ mich damals auf der Fahrt aufhorchen und brachte mich ins Grübeln. Die fleißige Goldmarie, fata moșului und die faule Pechmarie, fata babei landen beide bei Frau Holle, Sfânta Vinearea genannt. Damals war mir diese zauberkundige und auf Gerechtigkeit bedachte weise Frau, wie einst in der Jugend Schneewittchen, Identifikationsfigur, und faszinierte mich. Eine Frauenfigur mittleren Alters, die für zahlreiche Tiere sorgte und dringend Unterstützung während der Zeit ihrer Abwesenheit von zu Hause brauchte. So wie ich! In Paulisch hatten wir nämlich im Laufe der Jahre ausgesetzte Hunde und Kätzchen in unseren Hof, wie in eine Arche Noah, aufgenommen. Als Victorias Spielkameraden und Gefährten bevölkerten sie neben Hühnern und Gänsen, ursprünglich als Nutztiere angeschafft, unseren Garten.

Und damit begann das Problem der Versorgung, wenn wir zurück nach München fuhren. Ich musste wie Sfânta Vinearea Personen finden, die sich zuverlässig um die Tiere kümmerten. Seit die ersten Hunde Rocky und Bambi in unseren Hof gekommen waren, war ich

mit dieser Sorge konfrontiert. Doch es ging nicht nur um die Pflege unserer vierbeinigen Freunde. Es mussten außerdem, wie bei Frau Holle, vor unserer Ankunft im Haus die Betten bezogen und Federdecken aufgeschüttelt werden. Außerdem wächst die üppige Vegetation in der überaus fruchtbaren Gegend so schnell, dass regelmäßig in Hof und Garten Gras gemäht und Unkraut beseitigt werden muss. Ich träumte sogar davon, als Selbstversorgerin Gemüse wie Tomaten, Paprika und Vinete (Auberginen) anzupflanzen, auch Erbsen und Bohnen für die köstliche Gemüsesuppe Ciorba. Doch den Garten wirklich gut in Schuss zu halten war unmöglich, wenn man nicht das ganze Jahr dort lebte und mithalf.

Einfacher als mit dem Gemüse hat man es mit dem Obst. Äpfel, Birnen, Pflaumen, Aprikosen und Quitten wachsen bio ungespritzt und fast ohne Pflege an den Bäumen. Wenn wir im Sommer kommen, schreien die Schüttel mich und man kann nach der Ernte daraus die köstlichsten Kompotte und Marmeladen einkochen. Der Holzbackofen im Hof, den es in meiner Kindheit noch gegeben hatte, in dem Lissi-Tante ihren saftigen Kugelpf gebacken hatte, steht leider nicht mehr. So backe ich meinen Gugelhupf und mein Dinkelbrot ganz neumodisch im Backrohr, Hauptsache man lässt sie nicht verbrennen wie die Pechmarie im Märchen.

Nun ist meine Jüngste

bald im Alter der Märchenprinzessinnen. Die Zeit des Erzählens ist vorbei, auf Tablet und Laptop werden lieber Filme geschaut. Sie und ihre Freundinnen spielen gerne das Spiel: Welche Disney-Heldin passt zu mir? Ist es die braunhaarige Belle aus Die Schöne und das Biest oder die blonde Rapunzel oder die rothaarige Arielle aus der Adaption der Kleinen Meerjungfrau von Hans Christian Andersen. Den Figuren sind bestimmte Charaktereigenschaften zugeordnet, durch einen digitalen Test erfährt man dann, welche Heldin einem selbst am nächsten kommt. Vicky hat dadurch herausgefunden, dass sie zur Zeit Aurora, das Disney-Dornröschen, ist. Die Faszination für die Märchen, die es weltweit in allen Kulturkreisen gibt, wird hoffentlich bleiben. Geschichten, die uns als Frauen von der kraftvollen Entwicklung von Mädchen zu starken Persönlichkeiten erzählen, sind auch heute aktuell. Von Frauen, die ihr Schicksal in die eigenen Hände nehmen und mit Mut, Stärke und manchmal auch schier magischen Fähigkeiten für ihren Erfolg kämpfen.

Welche Prinzessin passt zu dir? fragte mich Victoria. Ich war mal Rotkäppchen, dann Schneewittchen, dann Aschenputtel, dann Frau Holle antworte ich ihr lachend. Inzwischen hat sich die Situation verändert. Ich möchte eine Erzählerin sein wie Scheherazade und mir meine eigenen Geschichten spinnen.



Semper atque semper liberi ac indivisi

Banater Zeitung

30. Jahrgang/Nr. 1472

Wochenblatt für Temesch, Arad und das Banater Bergland

Donnerstag, 16. Juni 2022

Lesungen, Musik und Filmvorführung

Vielseitiger Kulturtag für Banater Deutsche / Von Siegfried Thiel

„Kommt mit unter den alten Birnbaum im Hof“, liest Astrid Ziegler im Billeder Haus der Heimat. Einige Stunden später spendete der Baum vom Anwesen der Schreiberin dann auch einen edlen Tropfen. Aber bis dahin sollte es Kultur, Literatur und Unterhaltung geben, wie man sie auf einem Banater Dorf lange nicht mehr gesehen hat. Astrid Ziegler hatte zusammen mit der Schriftstellerin Katharina Sigrid Eismann sowie mit ihren Kollegen von banatour.de, Brigitte Maxa und Hans Rothgerber, einen Kulturabend veranstaltet, der eigentlich als Mittel gilt, deutsche Kultur, deutsche Sprache und Unterhaltung auf Deutsch aber auch auf „Schwowisch“ selbst in unseren Tagen aufrecht zu erhalten. Die Gäste des Abends hatten dazu keine geteilte Meinung. Es sei gut, dass auch die neue Welle der Autoren, die als Kinder mit ihren Eltern ausgewandert sind, nun zu Wort kommen, sagte ihrerseits die stellvertretende Bundesvorsitzende der Landsmannschaft der Banater Schwaben, Christine Neu.

Der Vorsitzende des Deutschen Ortsforums in Billed, Adam Csoni, begrüßte am Eingang jeden einzelnen Gast. Im Haus der Heimat und gleichzeitig Forumssitz ist Csoni Gastgeber und so benimmt er sich auch. Hier weiß man anscheinend noch, was Gastfreundschaft ausmacht. Dies ist heute nicht überall so. Aber zurück zum Kulturabend: Der Einladung der Veranstalter nach Billed hatten Gäste aus Deutschland, Österreich und Rumäni-



Astrid Ziegler moderierte den Abend. Katharina Sigrid Eismann und Brigitte Maxa warteten auf ihren Auftritt. Aus den Kulissen projizierte Hans Rothgerber die passenden Bilder zu den Texten.



Zwei Altersgruppen des Tanzensembles „Billeder Heiderose“ traten zwischen Kulturmomenten und Regenschauern im Hof des Billeder Forums auf.

Fotos: der Verfasser

en Folge geleistet. Aus dem gesamten Banat waren Interessenten angereist. Darunter zwei stellvertretende Vorsitzende des Banater Forums (Dagmar Siclovan und Erwin Josef Tigla), drei Vorsitzende von Ortsforen (Busiasch – Eda Kurz; Großsanktnikolaus – Dietlinde Huhn; Temeswar – Edith Singer). Anwesend auch die stellvertretende Bundesvorsitzende der Landsmannschaft der Banater Schwaben, Christine Neu.

(Fortsetzung auf Seite 2)

Lesungen, Musik und Filmvorführung

Vielseitiger Kulturtag für Banater Deutsche

(Fortsetzung von Seite 2)

Gehört wurden an diesem Abend Texte von Astrid Ziegler, Passagen aus dem Roman von Katharina Sigrig Eismann, „Das Paprikaraumschiff“ und Brigitte Maxa las aus ihrer Geschichte „Die Fähre am Fluss“. Den Abschluss des Abends machte eine Filmvorführung, „Lada

cu zestre“ (Die Aussteuertruhe), mit dem Bille der Josef Herbst als Statist. Zu den Protagonisten des Film zählen die damals noch jungen Schauspieler Florin Piersic und Alexander Ternovits. Der Film wurde 1961 in Billed gedreht – Hans Rothgerber erklärte das Zustandekommen des Propagandafilms und setzt sich

kritisch damit auseinander. „Der sozialistische Realismus versuchte formal, Romantik und Realismus zu vereinen, hierbei sollte die Art der Darstellung als Methode dem Realismus entnommen werden, der positive Geist und die Emotionen hingegen der Romantik, um so eine neue, revolutionäre Romantik entstehen zu

lassen. Heute wissen wir, wie die Geschichte mit der Kollektive ausgegangen ist. Zwischen Realität und positivem Geist klappte ein unüberwindbarer Abgrund“. Auch das ist Heimatgeschichte – und jene der Banater Schwaben war bestimmt nicht immer etwas, das von Glück und Freude geprägt war. Der

Billeder HOG-Vorsitzende Werner Gilde hatte die Digitalisierung des Streifens vom rumänischen Filmarchiv für die Heimatgemeinschaft Billed erworben, sodass diese Vorführung überhaupt möglich wurde.

Zwischendurch gab es an diesem Abend schwäbische Volkstänze mit den beiden Altersklassen

der Billeder Trachtengruppe Heiderose (Tanzlehrer Hansi Müller), eine Gesprächsrunde mit den Autorinnen und die Äußerung, einen solchen Abend irgendwann und irgendwo wieder im Banat zu veranstalten. Gefördert wurde das Projekt durch das Kulturwerk der Banater Schwaben aus Mitteln der Bayerischen Regierung.



Das Banater Deutschtum wurde in vielen Facetten gewürdigt. Manche Zuschauer hatten viele Kilometer zurückgelegt, um dabei sein zu können.

Foto: Siegfried Thiel

Deutscher KulTour-Tag in Billed

Ein Veranstaltungsprojekt von banat-tour.de/ Auch die BZ unterstützt das Projekt

Ein „Billeder KulTour-Tag 2022“ ist im Heimathaus der Temescher Gemeinde Billed geplant. Autorenlesungen, eine Filmvorführung eines Streifens, der 1961 in Billed gedreht wurde, sowie eine Tanzvorführung stehen am Freitag, dem 10. Juni, ab 17 Uhr auf dem Programm.

In den Zeiten der Corona-Pandemie, in denen die Möglichkeiten der direkten Treffen gering waren, entstand durch die Initiative einiger Banater Landsleute ein digitales Netzwerk. Auf der Internetseite banat-tour.de, die von Hans Rothgerber (HOG Billed) und Astrid Ziegler (HOG Paulisch) Anfang 2021 geschaffen wurde, fanden sich

Gleichgesinnte, die ihre alte Heimat in neuartiger Weise thematisieren. Sie schreiben dazu Texte, posten Fotos und Videoaufnahmen. Die Bereiche sind vielfältig. Inzwischen tragen immer mehr Interessierte durch ihre Erinnerungen an die alte Heimat, das Banat, dazu bei, dass das Leben, die Sitten und Bräuche der Banater Schwaben nicht in Vergessenheit geraten.

Da für den Sommer 2022 eine gewisse Normalität, was die Corona-Situation betrifft, zu erwarten ist, eröffnen sich auch für uns Banater Schwaben wieder Perspektiven für neue kulturelle Aktivitäten. Ein geeigneter Ort dafür ist das



Billeder Heimathaus, in dem die in der alten Heimat verbliebenen Deutschen schon länger eine Basis für Veranstaltungen zur Pflege ihrer Traditionen haben. Dort gibt es auch eine Heimatausstellung, die schon von zahlreichen Persönlich-

keiten besucht wurde. Da auch Hans Rothgerber und Astrid Ziegler aus Billed stammen, planen sie im Heimathaus eine Veranstaltung unter dem Slogan „Billeder KulTour-Tag 2022“. Dabei sollen Autorinnen der Banat-Tour, die auch in

der Banater Zeitung und Banater Post veröffentlicht haben, aus ihren Texten lesen. „Es ist uns gelungen die Schriftstellerin Katharina Sigrid Eismann, Autorin des Romans ‚Das Paprika-raumschiff‘, im danube-books-Verlag erschienen, für eine Lesung zu gewinnen. Brigitte Maxa ist eine weitere Autorin, die in ihren Texten an Banater Traditionen und an Ereignisse aus ihrer Kindheit erinnert. Die dritte im Bunde ist Astrid Ziegler, die in ihren Beiträgen auf sinnliche und anschauliche Weise Geschichte und Geschichten vermittelt. Die Veranstaltung wird abgerundet durch einen Film, vorge stellt von dem Fotogra-

fen und Videofilmer Hans Rothgerber. Es handelt sich um eine rumänische Produktion aus den 1960er Jahren, die in Billed gedreht worden war. Werner Gilde, Vorsitzender der HOG Billed konnte den Streifen nach aufwendigen Recherchen aus den rumänischen Filmarchiven erwerben“, heißt es in der Mitteilung der Veranstalter.

Es ist auch ein Auftritt der Tanz- und Trachtengruppe Heiderose mit Tanzlehrer Hansi Müller geplant, an den sich ein interkultureller Dialog mit den rumänischen Jugendlichen anschließen soll. Für diejenigen, die nicht dabei sein können, wird die Veranstaltung im Nachhinein im Internet zu sehen sein.

ADZ-PDF-Onlineausgabe bereitgestellt für **Astrid Ziegler**
Das PDF ist ein Bonus zur Druckausgabe der ADZ.



UnterWEGs mit Astrid Ziegler

Die Himmelsscheibe und der heilige Antonius

Von Astrid Ziegler

Der Weltraum, unendliche Weiten. Wir schreiben das Jahr 2200. Dies sind die Abenteuer des Raumschiffs Enterprise, das mit seiner 400 Mann starken Besatzung 5 Jahre unterwegs ist, um fremde Galaxien zu erforschen, neues Leben und neue Zivilisationen... Mit diesen Worten begann jede Folge von „Raumschiff Enterprise“, einer der legendärsten Fernsehserien aller Zeiten, die ich als Kind nach unserer Auswanderung wie gebannt verfolgt hatte. Nach unserer Ankunft in Deutschland reiste ich mit Captain Kirk, Mr. Spock und Co. zu den Sternen, gleichzeitig suchte ich in meiner neuen Welt nach Halt und Orientierung. Der Beginn der Serie ist mir so unauslöschlich im Gedächtnis verankert, dass ich auch heute noch gelegentlich daran denken muss. Heute, wir schreiben das Jahr 2022, kehren meine Familie und ich wie immer im Frühling in die vertraute Banater Galaxie, zum Fixstern Paulisch, zurück. Weniger um ihn zu erforschen, als um in unserem Haus nach dem Rechten zu sehen. Als Kalender diente ganz trivial der Osterferienbeginn meiner jüngsten Tochter. Ein Blick in den Nachthimmel zeigt den zunehmenden Mond, der sich noch vor dem katholischen Osterfest zum veritablen Vollmond gemauert haben wird.

Die Bemessung der Zeit durch die Menschen hat mich schon immer fasziniert. Nicht nur das Phänomen, dass sich deren moderne Einteilung in Stunden, Tage, Monate und Jahre von unserem subjektiven Empfinden fundamental unterscheidet. Die Tage meiner Ferienzeit hier in Paulisch zum Beispiel kommen mir vor, als seien sie vor Kurzem vergangen, obwohl sie schon über 40 Jahre zurückliegen. Die damalige Ermahnung meines Großvaters nicht zum Sternenhimmel zu blicken, ich würde sonst noch mondsüchtig werden, ist mir noch lebhaft im Gedächtnis. Die Faszination für kosmische Phänomene und allem, was dazu gehört, ist mir jedoch geblieben. Seit ihrer Entdeckung verfolge ich die Forschungen zur „Himmelsscheibe von Nebra“. Bei dieser kreisförmigen Bronzeplatte, die

sich im Landesmuseum für Vorgeschichte in Halle befindet und deren Alter auf 3700 bis 4100 Jahre geschätzt wird, handelt es sich um die älteste konkrete Darstellung des Nachthimmels. Auf der tellergroßen bronzenen Scheibe findet man links den Vollmond, rechts den zunehmenden Mond, dazwischen die Plejaden inmitten von zahlreichen sehr dekorativen goldenen Sternen. Die frühgeschichtlichen Bauern der Bronzezeit, die noch nicht über den bayerischen Ferienkalender verfügt hatten, nutzten die Scheibe als Erinnerungshilfe für die Bestimmung des bauerlichen Jahres von der Vorbereitung des Ackers im Frühling bis zur Ernte. Diese Menschen der bronzezeitlichen Kultur, die sich europaweit erstreckte, blickten also wie wir in Paulisch auch oft und gerne zum Nachthimmel. Ich habe sogar Ohrhänge, die an das berühmte bronzene Fundstück erinnern. Kleine, in runden Platten befestigte goldene Kügelchen symbolisieren die Sterne auf zwei Mini-Himmelsscheiben, die ich häufig bei mir habe.

Auch unseren diesjährigen Aufenthalt in Paulisch begann ich diese Ohrhänge tragend wie immer mit einer Erkundung von Hof und Garten.



Ich trage Ohrhänge, die an die berühmte Himmelsscheibe von Nebra erinnern.

Ich ließ die Hunde aus ihrem Gehege, freute mich daran, dass sie freudig um mich herum sprangen, beugte mich zu den frisch erblühten Frühlingsblumen und genoss die Nachmittagssonne. Irgendwann spürte ich, dass etwas fehlte. In einem Ohr vermisste ich das beständige Baumeln der Ohrgehänge. Mit Entsetzen stellte ich fest, dass mir eine meiner Himmelsscheiben abhanden gekommen war. Um zu überprüfen ob der Ohrhänge sich vielleicht darin verheddert hatte zog ich mei-



Der heilige Antonius als Statue vor dem Eingang zur Wallfahrtskirche Maria Radna
Fotos: banat-tour.de

ne Jacke aus, blickte suchend um mich auf den Boden, doch das Schmuckstück war weg.

Der Radius meiner Tätigkeit nach der Ankunft hatte sich zum Glück nur auf Hof, Garten und Trottoir vor dem Anwesen beschränkt. Zusammen mit meiner zu Hilfe gerufenen Nachbarin Annamaria hielten wir auf der Straße, im niedrigen Gras des

rungen hoch, wen ich früher um Hilfe bat, wenn mir etwas abhanden gekommen war. Wie die Besatzung im Raumschiff Enterprise beamte ich mich in Gedanken in die Welt meiner Kindheit zurück. Damals war die Gesellschaft auf dem Land im Banat noch bäuerlich geprägt. Da die Menschen gottesfürchtig waren, spielte die Kirche, ihre

einer Lilie in der Hand war er mir damals schon äußerst sympathisch gewesen. Sehr vertraut war auch, dass er so hieß wie mein geliebter Großvater. Auf Antonius, den ich als Miniatur in einer Schatulle in meinem Handtäschchen immer dabei hatte, war absolut Verlass.

Einmal hatte ich nämlich in den Ferien eine zusammen mit meinem Kumpel Arpi selbst gemachte Schleuder, die im Alter von neun Jahren mein größter Schatz gewesen war, verloren. Ich lief zur Kapelle vor unserem Haus, flehte verzweifelt zur Johannes-Statue darin und bat diesen auch bei seinem heiligen Freund Toni ein gutes Wort für mich einzulegen. Ich bangte stundenlang und suchte verzweifelt. Schließlich fand ich die wichtige Praschke wie durch ein Wunder wieder. Auch wenn ich damals nicht wusste, wer der Heilige war, durch den man Verlorenes wieder fand, war ich davon überzeugt gewesen, dass er mir in meiner Not geholfen hatte.

Mit dem historischen heiligen Antonius von Padua, der wohl 1193 in Lissabon zur Welt gekommen war und 1231 in der Nähe von Padua starb, hatte ich mich viel später befasst. Als Zeitgenosse von Kaiser Friedrich II. und Franz von Assisi war er ein Priester des Franziskanerordens und galt im Mittelalter als bedeutendster Prediger seiner

Zeit. Als Zeugnis seiner außergewöhnlichen Redebegabung gilt seine Predigtsammlung in deren Vorwort er schreibt: Unsere Zeit ist durch das hohle Wissen ihrer Leser und Zuhörer so weit gekommen, dass sie des Lesens überdrüssig wird und nur ungern zuhört, wenn sie nicht gewählte, wohlüberlegte und modern klingende Worte liest oder hört. Diese Worte, die wohl von Antonius' selbst stammen, muten sehr aktuell an, auch in unserer Zeit, in der man die Aufmerksamkeit der Leser ebenfalls nur schwer zu fesseln vermag. Antonius' Predigten waren so beliebt, weil er die alten überlieferten Bibelverse durch Bilder aus der Natur und der Umwelt verständlicher machte. Dieser Aufforderung zur Anschaulichkeit kann man sich heute nur anschließen. Auch mein konkretes Malheur mit dem vermissten Himmelsscheiben-Ohrring wäre demnach, gemäß Antonius, als Aufhänger zu deuten. Ein Anlass, um an den alten, im Banat weit verbreiteten Volksglauben an den Heiligen der verlorenen Dinge zu erinnern.

Es gibt Situationen im Leben, in denen er wieder aufblitzt, der alte Kinder glaube. So stieg ich aus dem Bett und lief nochmal auf den vom Mond erhellten Gang hinaus. Von dort blickte ich zum Nachthimmel, betrachtete die Sterne und dachte an die Himmelsscheibe von Nebra. Zwischen den Sternhaufen entdeckte ich auf einmal den Heiligen aus Padua, auf einem Buch sitzend und die Lilie in der Hand wie zum Gruß schwenkend. Das alte Gebet von früher, das ich nicht vergessen habe, murmelte ich genauso andächtig wie damals als Kind: Heiliger Antonius, du kreuzbraver Mann, führ mich dahin, wo mein Ohrring sein kann... Am nächsten Morgen fand ich auf wundersame Weise das Schmuckstück im Hof. Ohne dass ich suchen musste, lag es auf einmal vor mir im Gras.

Vielleicht hätten auch die Menschen der Bronzezeit ihre vergrabene Himmelsscheibe wieder gefunden, wenn sie den heiligen Toni damals schon gehabt hätten. Und dieses einmalige Kunstwerk und Kultobjekt wäre nicht Jahrtausendlang in der Erde am Mittelberg, nahe des heutigen Städtchens Nebra, verschwunden gewesen.





UnterWEGs mit Astrid

Irgendwann sind auch wir Schatten

Von Astrid Ziegler

Unser Architekt Herbert, der mit seinem Team Spezialist für alte Gemäuer ist, hat bestätigt, dass unser Haus in Paulisch sehr alt ist, wohl über 200 Jahre alt. Es war nicht als Bauernhaus erbaut worden, sondern als herrschaftliches Anwesen, zu dem es nichts Vergleichbares in der Region gibt. Wer die Bauherren waren und wann genau es entstand, müsste im Archiv in Wien ermittelt werden.

Aufgrund seines Alters ist das Landhaus stummer Zeuge zahlreicher historischer Ereignisse. Die Napoleonkriege dürften daran ebenso vorbei gezogen sein, wie die Armeen der ungarischen Revolution 1848, deren Scheitern ja in Hellburg/Şiria nur ein paar Kilometer entfernt besiegelt worden war. Das Haus sah, wie die 13 Anführer und Generäle der mit Hilfe von russischen Truppen niedergeschlagenen Revolution zur Henkermahlzeit gebracht wurden. Denn sie verbrachten in Paulisch die letzte Nacht vor ihrer Hinrichtung in der Arader Festung.

Der großen Pleitewelle am Ende des ersten Weltkriegs war es geschuldet, dass der Landsitz, damals schon in die Jahre gekommen, in Familienbesitz kam. Mein Urgroßvater kaufte das Anwesen dem Unternehmer Peter Doni ab, der in finanzielle Schwierigkeiten geraten war.

Generationen meiner Vorfahren haben dort gelebt und davor schon die Donis und viele andere unbekannte Menschen. Hinter den alten Mauern wurde gelitten, gehofft, geliebt und gehasst, es wurden Feste gefeiert und hart gearbeitet. In den hohen Zimmern, die wir heute bewohnen, wurde geheiratet, gezeugt, geboren und gestorben. Manchmal spreche ich mit den Geistern dieser Vergangenheit und den Seelen der Vorfahren.

Als wir in den Faschingsferien in Paulisch waren, geschah, was wir, denen bisher die Gnade der späten Geburt zuteil geworden war, nie für möglich gehalten hatten. Russland griff die Ukraine an und in dem Land, das nur 300 km von dem Haus, das schon so

viel gesehen hatte, entfernt liegt, brach ein schrecklicher Krieg aus. Statt uns am Rosenmontag und Faschingsdienstag zu verkleiden und zu feiern, verfolgten wir aufgeregt die Nachrichten. Wir sahen Mütter und Kinder, die über die Grenze flohen und sich nur mit dem Nötigsten in Sicherheit brachten. Ich sprach mit meiner Nachbarin Anna-Maria darüber und sie sagte, dass sie, wie viele andere Menschen, ohne zu zögern Geflüchtete aufnehmen würde.

Nachts lag ich wach und versuchte, mir im Dialog mit den Vorfahren die vergangenen Zeiten zu vergegenwärtigen. Mir, der Spätgeborenen war oft erzählt worden, dass das Haus, im Lauf des letzten Jahrhunderts, oft Schutz geboten hatte. So zum Beispiel dem Bruder meiner Großmutter, als Heimkehrer aus dem ersten Weltkrieg, der den Hor-



Der Schatten meiner Familie auf der Eingangstür

ror der Kampfhandlungen überlebt hatte und trotzdem nicht zu retten war. Nach Kriegsende

im November 1918 war er zum Sterben heimgekehrt. Sein Tod verursachte bei seinen Lie-

ben einen so großen Schmerz, dass meine Oma sich noch im hohen Alter an das Leid ihrer Mutter erinnern konnte. Ob es für sie ein Trost gewesen war, dass ihr Sohn sein Leben zu Hause und nicht im Schützengraben verlor?

Dann das große Leid nach dem zweiten Weltkrieg, als meine Großmutter mit ihren Kindern zu ihren Eltern zurückkehrte. In der Familie war meine verzweifelte Oma gut aufgehoben. Mein Großvater war nämlich in genau die vom Krieg verwüstete Gegend zum sogenannten Wiederaufbau deportiert worden, die heute wieder zerstört wird.

Als damals Frauen und Kinder der deutschen Minderheit im serbischen Teil des Banats verfolgt wurden, retteten sich einige von ihnen nach Paulisch. In unserem Haus fand eine alte Frau Un-

terschlupf in dem Zimmer, das seitdem ihr zum Gedenken das „Mari-Neni-Zimmer“ genannt wurde. Im Saal, den wir das „große Zimmer“ nennen und der ganz früher wohl Versammlungsraum gewesen war, fand nach dem zweiten Weltkrieg zeitweise ein jüdischer heimatlos gewordener Herr Schutz, bis er nach Israel auswandern konnte.

Während ich heuer in Paulisch zu Fasching, den wir nicht mehr feiern wollten, aus dem Fenster blickte, dachte ich: Was wäre, wenn Flüchtlinge aus der Ukraine die Landstraße entlang kommen würden? Wir würden sie selbstverständlich aufnehmen, so wie früher. Wir würden mit ihnen hoffen, bangen, Richtung Westen ziehen.

In unserem Haus in Paulisch stellte ich mir schon immer die Frage nach der eigenen Vergänglichkeit. Ich fühle mich wie eine Besucherin in einem Heim, in dem schon viele andere Gäste waren und hoffentlich auch nach mir kommen werden.

Eines Tages werden auch wir uns in eine andere Welt verabschieden, gewiss. Seit den Zerstörungen in der Ukraine kommt eine akute Angst hinzu. Irgendwann sind auch wir Schatten, doch bis dahin wünschen wir uns und den nachfolgenden Generationen eine lebenswerte Zukunft. Dafür muss das Blutvergießen in der Ukraine so schnell wie möglich aufhören.



Schatten auf dem Gang

Fotos: banat-tour.de



Die Nitzkydorfer Pogonisch-Tulpe. Wenige Banater kennen das Pflanzenschutzgebiet „Lunca Pogonis“. Die Pogonisch – in Nitzkydorf auch Poganisch genannt – entspringt an der Nordseite des Semenik-Gebirges und durchfließt ein fast 100 km langes Flussbecken mit einer Fläche von rund 650 Quadratkilometern. Im Temescher Flussauen-Raum - im Weichbild der Ortschaften Tormak, Blaschowa und Nitzkydorf bis zur Einmündung in die Temesch bei Sakosch – wurde eines der 15 Temescher Naturschutzgebiete eingerichtet. Der Schutz galt ursprünglich nur der nördlich der Donau seltenen wild wachsenden Schachtulpe (siehe Foto), ein mediterranes Liliengewächs mit dem lateinischen Namen *Fritillaria meleagris*. Das Pflanzenschutzgebiet wurde im Jahr 1974 festgelegt und umfasst eine Fläche von 75,5 Hektar. Seit dem Jahr 2000 gilt die Gegend offiziell als Pflanzenschutzreservat von „nationalem Interesse“ (Gesetz Nr. 5/ März 2000). Dadurch werden auch einige Baum-, Hecken- und Straucharten des Ufer- und Auengebietes mit geschützt wie auch die Fischotter. Die geschützte Tulpe, auch Schachbrettblume genannt, rumänisch „gesprenkelte“ Tulpe, schwäbisch „gschäkelte Tulpe“, ist seit einigen Jahren auch als Gartenzierpflanze in Mitteleuropa weit verbreitet.

Text und Foto: Luzian Geier



UnterWEGs mit Astrid Ziegler

Über Heimat, das schwere Wort

Von Astrid Ziegler

Der Begriff Heimat ist sehr vielschichtig, man muss nur mal auf Wikipedia schauen, wie viel Text über diese simplen sechs Buchstaben H E I M A T geschrieben wird.

Heimat bezieht sich auf einen bestimmten Raum, hat eine zeitliche Komponente, denn es liegt in der Natur der Sache, dass ein Gebiet sich im Lauf der Jahre oder Jahrzehnte verändert. So wird oft angeführt, dass das Banat heute anders sei als damals, als wir und unsere Vorfahren dort gelebt haben. Das trifft natürlich zu, doch auch allein-gesessene Münchener beklagen die Veränderung ihres einstigen Millionendorfes. Wenn genug Zeit vergeht, verändert sich jede Region, vor allem die Gegenden, in denen es regen Zuzug gibt. Nicht einmal das Hochhausviertel Neuperlach, in dem ich zur Schule gegangen bin, ist noch so, wie es vor über 30 Jahren war. Mein damaliges soziales Umfeld ist fast komplett weggezogen, die Wohnungen wurden von anderen Leuten bezogen, nicht anders, als es in den Banater Dörfern geschehen ist. Egal ob ich nach Neuperlach oder nach Neupaulisch oder nach Neuperlach fahre, ich stelle fest, dass zum Heimatgefühl vertraute Menschen gehören. Umgekehrt entsteht Heimat wo unsere Lieben sind. Wo z.B. meine Kinder leben, werde auch ich mich heimisch fühlen. Die Tatsache, dass ich Temeswar auch heute noch als Heimatstadt empfinde, liegt nicht zuletzt daran, dass die Verbindung zu manchen dortigen Freunden und Nachbarn nie abgerissen ist.

Zur Heimat gehört auch eine kulturelle Prägung, die zuerst vom Elternhaus, dann von der Schule und nicht zuletzt von der Gesellschaft vermittelt wird, in der man lebt. Deshalb ist es für Auswanderer bzw. Einwanderer so wichtig, Werte und Lebensweise der neuen Welt, in der man gelandet ist, Stück für Stück zu übernehmen. Nur dann kommt man irgendwann wirklich an und aus einem neuen Zuhause wird langsam Heimat. Integration ist ein schrittweiser Prozess. In dem Roman *Die Chamäleon* spricht Yvonne Hergane von *Nichtmehrheimat* und *Nochlangenichtheimat*. Als Wortspiel könnte ich auch den Begriff *Doch-nochheimat* hinzufügen für die Empfindung, die ich hatte, als ich erstmals nach vielen Jahren ins Banat zurückgekehrt bin.

Das Gefühl, die emotionale Komponente die Heimat ausmacht, erfahren wir nämlich oft schmerzhaft durch Heimweh. Als Kind fühlte ich mich anfangs in München nicht wohl, weil ich meinen früheren glücklichen Mikrokosmos mit den Fixsternen Temeswar, Billed und Paulisch sehr vermisst habe. Erst als ich eine Freundin aus Siebenbürgen fand, wick die Traurigkeit einer gemeinsamen Entdeckerlust auf die neue Welt, in die wir von unseren Eltern gebracht worden waren. Ich betrachte es heute als großes Glück, die für mich wichtigen Orte im Banat, die mir als Kind jenseits des Eisernen Vorhangs unerreichbar schienen, wann immer besuchen zu können.

Vor allem der Erwerb des Paulischer Hauses



Das Haus meiner Vorfahren, das ich vor 20 Jahren erworben habe, um es vor dem Verfall zu retten

meiner Vorfahren hat sehr stark dazu beigetragen, das jahrelang verdrängte Trauma der Entwurzelung zu bewältigen. Die Renovierung des alten Baudenkmals war mühsam, hatte aber fast therapeutische Funktion. Schwierigkeiten und zeitweilige Misserfolge während dieser Zeit haben dazu beigetragen, das Leben in Rumänien weder zu verurteilen noch zu idealisieren. Das Heimweh von früher ist im Laufe der Jahre einem Gefühl des Realitätssinns aber auch der Geborgenheit an verschiedenen Orten gewichen.

Der Gegensatz alte/neue Heimat ist deshalb in meinem Fall auch etwas komplizierter. Denn das Banat, wo ich seit 20 Jahren viel Zeit verbringe, ist inzwischen eine neue alte Heimat geworden. Neuer und spannender denn je. Dagegen sieht die Münchener Heimat nach über 40 Jahren, die ich nun hier lebe, eher alt aus.

An dem Ort, den ich nach so langer Zeit und tausenden von Führun-

gen als meine Stadt betrachte, hatte ich einmal ein befremdliches Erlebnis. Unterwegs als Kulturvermittlerin der Stadt München mit einer Gruppe von Touristen auf der Maximilianstraße erklärte ich hochdeutsch die Sehenswürdigkeiten. Eine ältere Frau hatte sich dazu gestellt, eine Weile zugehört und rief mir plötzlich auf Bayerisch zu: *Sie san ja gar koa Münchnerin, sie kenna ja koa boarisch!*

Es gibt also auch in der Weltstadt mit Herz Leute, die einem Heimat im wahrsten Sinne des Wortes absprechen wollen.

Damit wären wir bei der Sprache angelangt. Als Temeswarerin lernte ich kein schwowisch, doch wenn ich unseren Dialekt höre, egal ob hier in München in der Tanzgruppe der Landsmannschaft oder im Banat selbst, wird mir warm ums Herz. Natürlich ist mir auch der hiesige Dialekt inzwischen sehr vertraut und wenn ich meine Schwiegertochter und ihre Familie bayerisch sprechen höre, fühle ich mich sehr

wohl in ihrer Gesellschaft. Wie einen ganz feinen Hauch hört man den süddeutschen Einschlag auch in meiner eigenen Aussprache.

Man sollte Menschen Heimat nicht verweigern, genauso wenig sollte man sie verordnen. Das tat man den Menschen aus dem Banat an, die 1951 ins Niemandsland Baragan deportiert wurden. Obwohl sie sich dort neue Dörfer aufzubauen mussten, wollten sie nichts sehnlicher, als nach Hause zurück. Mein Urgroßvater, der Billeder Heimatforscher gewesen war, sollte seinen Heimatort nie wiedersehen.

Unverwechselbar und sehr persönlich sind die Phänomene, die unser Heimatgefühl geprägt haben und immer weiter prägen. Wie in einem imaginären Kaleidoskop der Heimatperlen entdecke ich bei jeder behutsamen Drehung neue Facetten. Diese betreffen all unsere Sinne und können sein: Orte an denen man glücklich war, Landschaften (für mich Weinberge), die Sprache, Musik, Düfte

(Lindenblüten in München, Rosen in Temeswar), Speisen (gefülltes Kraut und bayerische Dampfnudeln), oder Getränke (selbstgemachter Holundersirup).

Eine rumänische sowie eine serbische Freundin von mir haben einmal unabhängig voneinander das flirrende spezifische Licht des Banats damit in Verbindung gebracht, sich zu Hause zu fühlen.

Ubi bene, ibi Patria sagt Cicero in einer seiner Reden. In einer Welt, in der heute Menschen im zweistelligen Millionenbereich ihre Herkunftsorte als Flüchtlinge oder Migranten verlassen, wird die Diskussion darüber, was Heimat ausmacht, immer wieder geführt werden müssen. Das ist spannend, denn der Begriff verändert sich laufend. Nicht starr ist Heimat, sondern eher wie ein wandelbares Chamäleon, um ein Bild aus einem Gedicht von Katharina Eismann aufzugreifen. ... sie ist ein Chamäleon nur im Plural erhältlich nie abgereist ein Bündel Schlüssel im Tresor.

Wir gehören zur letzten Generation, die das Banat noch als Kind bewusst erlebt hat. Eine Debatte über unsere Identität wäre wichtig und aufschlussreich, sie könnte sowohl Erleichterung bringen als auch Kräfte freisetzen.

Meinen vier Kindern, die in München geboren und aufgewachsen, also echte Münchner Kindls sind, wünsche ich, dass sie frei und unbelastet ihren Platz im Leben und in der Welt finden mögen. Inwieweit auch meine Herkunft sie geprägt hat, werden Sie selbst mal beurteilen können.

Möge ihnen das Wort Heimat leicht sein.



In Temeswar auf der Eisenbrücke über die Bega



Im Hof der Familie Csonti in Billed.

Fotos: banat-tour.de

Die rot-weiße Nabelschnur

Von Astrid Ziegler

Rückblickend kommt es mir so vor, als wäre ich auch nach meinem Weggehen an die Stätten meiner Kindheit gebunden geblieben. Im Gepäck hatte ich bei meiner Ausreise ein Notizbuch mit den Adressen meiner zahlreichen zurückgelassenen Freundschaften. Das Heimweh wirkte als Katalysator dafür, in kurzer Zeit seitenlange Briefe nach Temeswar zu schreiben. Meine Zeilen an die schmerzhaft Vermissten wurden beantwortet. Nach wochenlanger Wartezeit kamen Rückschreiben, die mich, jedes ein feiner Faden, mit meinen Freundinnen und Freunden und damit auch mit

ihrem Leben in der Stadt, in der ich geboren war, in Verbindung hielten. Wie wichtig diese Korrespondenz gewesen war, zeigt sich daran, dass sie in einer Metallschatulle geschützt fast 40 Jahre und zahlreiche Umzüge, in deren Folge unbarmherzig ausgemistet und weggeworfen wurde, überdauert hat. Ich fand sie in unserer Garage, wo die eiserne Schachtel auch den Angriff der Rötelmäuse abgewehrt hatte, die uns letzten Winter heimgesucht hatten.

Als ich die schon leicht verrostete Schatulle öffnete, fühlte ich mich wie durch einen Arianefaden aus dem La-

byrinth des Erwachsenseins in mein damaliges Leben als Mädchen zurückgezogen. Dort warteten Alina, Tuli, Elena, Arpi, Pepisor, Bruno, Sanda, bzw. die Teenager, die sie mal waren. Mit ihnen die damals heiß ersehnten mich heute rührenden Schilderungen jugendlichen Lebens auf der anderen Seite des Eisernen Vorhangs. Es wurde stolz von absolvierten Kontrollarbeiten und Aufnahmeprüfungen berichtet, vom anstrengenden Ernteeinsatz, von Ausflügen und Ferienlagern, die Abwechslung boten im strengen Schulalltag.

(Fortsetzung auf Seite 2)



Märzchen gibt es seit wenigen Tagen im Temeswarer Stadtzentrum zu kaufen.
Foto: Zoltán Pázmány

Die rot-weiße Nabelschnur

Von Astrid Ziegler

(Fortsetzung von Seite 1)

Die Ausbildung im real existierenden Sozialismus nahm einen großen Raum ein im Hoffen und Bangen meiner zurückgelassenen Kollegen. Sie führten mir die Unterschiede zu meinem doch sehr liberalen Gymnasium hier in München vor Augen. Verbindend wirkte die Musik: Hüben wie drüben hörten wir Duran Duran, Eurythmics, Madonna, Wham und hatten diesbezüglich absolut den gleichen Geschmack. Es wurden auch Nachrichten über Familienmitglieder, Haustiere und Freunde ausgetauscht, die man nicht erreichen konnte. Ein kleines Netzwerk von Getreuen, von denen sich einige in den nächsten Jahren in der ganzen

Welt aufteilen sollten.

Zu Frühlingsbeginn stiegen Vorfreude und Aufregung, was die sowieso schon heiß ersehnte Post betraf. Dann wurden die Briefe dicker und ich konnte im Umschlag kleine Unebenheiten ertasten, die mein junges Herz höher schlagen ließen. Ich wusste schon, was mich darin erwartete, nämlich meist kleine Kärtchen an die eine aus rot-weißen Seidenfäden verwirbelte Kordel mit einem Anhänger geheftet war.

Noch von früher aus Temeswar kannte ich diese „mărțișoare“, Glücksbringer, die wir uns als Kinder gegenseitig Anfang März geschenkt hatten, Symbole des Frühlings und der Wiedergeburt der Natur. Wir trugen sie den ganzen Monat an unse-

ren blauen Schuluniformen. Wenn die ersten Bäume zu blühen begannen, wurden sie abgenommen und daran festgebunden oder mit einem Wunsch auf den Lippen in die Zweige geworfen. Ein uralter Brauch, den schon die römischen Vorfahren der Rumänen gepflegt hatten, die am 1. März nicht nur den Jahresanfang, sondern auch Mars feierten, Gott des Krieges aber auch der Fruchtbarkeit und Erneuerung.

Alina schickte von ihrer Mutter Gabriela, die Architektin war, selbst gestaltete Märzchen-Karten, die richtige Kunstwerke waren. Jahrelang erreichten mich im Frühling solche Glück- und Segenswünsche, in einer Zeit, in der nur die Korrespondenz die Bindung

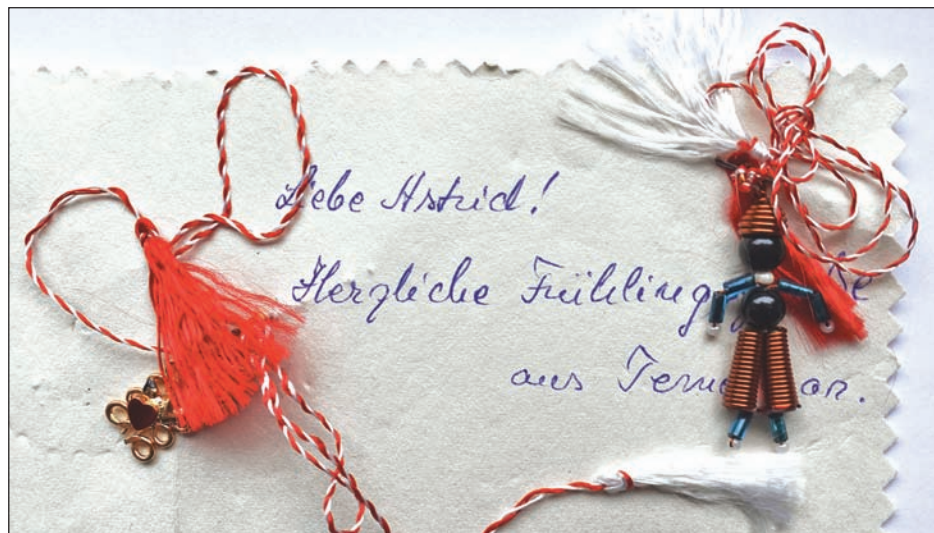
zu den Menschen in meinem Geburtsort aufrecht erhielt, da persönliche Begegnungen nicht möglich waren. Sie trugen mich in einer Phase der Entwicklung und Neufindung in Deutschland. Rot und weiß, die Farben des „mărțișors“, ursprünglich die Gegensätze Winter-Frühling, Blut-Schnee, Feuer-Wasser symbolisierend, wurden für mich ein Bindeglied zwischen der Vergangenheit in Rumänien und meiner Zukunft in Deutschland. Hier begann ich, kaum dass ich durch meine Rückkehr ins Banat wieder Zugang zu diesem schönen rumänischen Brauch hatte, selbst die kleinen Glücksamulette zum Frühlingsanfang zu verschenken. Ein sehr guter Münchner Freund trägt eine gehäkelte Blume, die ich ihm einst als Märzchen überreicht hatte, heute noch als Glücksbringer am Revers.

Zu der gewundenen Schnur der „mărțișoare“ kam das Herzblut einer ganz besonderen Frau, die mir in zahlreichen seitenlangen Briefen, die wir uns über viele Jahre geschrieben haben, auch noch, als ich selbst schon Kinder hatte, eine mütterliche Freundin geworden war: Gabriela. Unzählige selbst gemachte Karten hüte ich wie eine Kostbarkeit. Die Briefe voller Ratschläge, Ermu-

tigungen, Lob und Lebensweisheiten zeugen von einem Mittel der Kommunikation, das es nun, da ich diese Zeilen schreibe, schon kaum mehr gibt.

Die Märzchen aber erfreuen sich nach wie vor großer Beliebtheit, auch hier in Deutschland. Für Anfang März 2022 hatte die deutsch-rumänische Gesellschaft für Integration und Migration SGRIM einen Märzchenball (balul mărțișoarelor) geplant. Im Rahmen des damit verbundenen kul-

turellen Programms wäre auch meine Tochter Victoria mit den anderen Kindern der Banater Tanzgruppe München aufgetreten. Die noch vorherrschenden Corona-Restriktionen machten die Pläne leider zunichte. Aber der Ball soll in den Mai verschoben werden. Mărțișoare im Mai, das klingt ein bisschen wie Schnee im Sommer. Den gibt es ja manchmal auch. Hauptsache die Corona-Pandemie wird bis dahin Schnee von gestern sein!



Märzchen mit Glücksbringer

Fotos: privat

Märzchen (mărțișor) aus Temeswar

Dekathlon in Russland

Von Astrid Ziegler

Beim Stöbern entdeckte ich im Haus meiner Kindheit in Temeswar eines Tages einen Ring. Es muss Ende der 70er Jahre gewesen sein, denn ich war schon in dem Alter, in dem sich ein Mädchen für Schmuck interessiert. Es war ein breit geklopfter Silberreif, der mit einem ausgestanzten Herz aus dem gleichen Edelmetall verziert war. Verglichen mit den Ringen meiner Mutter wirkte er klobig und kantig. Ich rann-

te damit zu meinem Großvater, der damals meist verfügbar war, da er in Haus und Garten werkelt. Er hielt den Ring in seinen großen Händen, betrachtete ihn genau und seine Miene verriet mir sofort, dass er ihn wiedererkannte. Doch mein Erstaunen war groß, als er sagte: *Das ist einer der Ringe, die ich in Russland gemacht habe.*

Russland, das Wort hatte ich aus den Erzählungen der Erwachsenen

schon öfter herausgehört. Meistens, wenn Verwandte oder Vertraute zu Besuch waren. Je älter ich wurde, desto mehr spürte ich, dass damit etwas Dunkles, Schlimmes, Schmerzhaftes gemeint war, das über die Geografie hinaus quoll, die Stimmen senkte und die Mienen verfinsterte.

Über dem Telefon im Flur unseres Hauses in Temeswar hing, seit ich denken konnte, eine Bronzemedaille an einem

blau-gelb-roten Band. Sie kündete von den sportlichen Erfolgen meines Großvaters Anton Höckl, der in seiner Jugend als Athlet zahlreiche Preise gewonnen hatte. Als ich ihn mal anerkennend darauf ansprach, winkte er nur ab. Er hätte mal eine ganze Schachtel davon gehabt, die, als er in Russland war, verloren gegangen war. Da war es wieder, dieses Russland...

(Fortsetzung auf Seite 2)



Russlandverschleppung – Gemälde von Stefan Jäger
Abbildung: banat-tour.de

Dekathlon in Russland

(Fortsetzung von Seite 1)

Dass Ring und Medaille durch Russland irgendwie zusammen hingen, verstand ich erst viel später. Als hoch gewachsener Hüne war er für die rumänische Nationalmannschaft bei einigen Balkanmeisterschaften dabei gewesen und hatte so oft Gold, Silber und Bronze gewonnen, dass er gar nicht mehr wusste, wohin mit den vielen Auszeichnungen. Er erzählte mir von der Königsdisziplin der Athleten, dem Zehnkampf, an dem er oft teilgenommen hatte und natürlich von seinen Rekorden beim Weitsprung, Diskus und Speerwurf. Es gibt ein Bild, auf dem der rumänische König Karl II. meinem Großvater, dem Spitzensportler seines Landes, nach einem erfolgreichen Wettkampf bei der Preisverleihung die Hand schüttelt.

Im Krieg wurde mein Großvater, der in den 30er Jahren in Bukarest Sport studiert hatte, zur rumänischen Armee einberufen. Dort war er als Offizier für den Brückenbau zuständig.

Am 14. Januar 1945 begann der Schrecken, von dem ich nach Jahrzehnten unter dem berühmten Stichwort Russland immer wieder hören sollte: Die Deportation von zirka 80.000 deutschen Zivilisten aus Rumänien zur Zwangsarbeit in die heutige Ukraine, genau gesagt ins Donezbecken.

Meine Großeltern hatten mit meiner Mutter und meinem Onkel, damals Kleinkinder, Zuflucht in Perjamosch bei Verwandten gesucht. Sie waren am Vormittag noch in der heiligen Messe gewesen. Dann kamen die Soldaten mit Listen der zu Deportierenden und luden meinen Großvater mit seiner 18-jährigen Cousine Lissi auf einen Laster. Meine Großmutter blieb durch großes Glück verschont. Die Kinder wurden vom Pheder-Phat noch ein letztes Mal zum Abschied von ihrem Vater über den Zaun gereicht, der die Schule umgab, in der die Verschleppten zusammengepfert waren.

In der Deportation wurde dem ehemaligen Athleten nochmal ein Wettkampf der ganz besonderen Art abverlangt,



Anton Höckl (r.) beim Training in Bukarest

ein Zwangsarbeiter-Dekathlon der Entbehrungen mit den Disziplinen Hunger, Durst, Kälte, Krankheit, Hoffnungslosigkeit, Schwerstarbeit, Angst, Erschöpfung, Demütigung und Schmerz.

Da ich sehr jung war, als ich mit seinen Erinnerungen an die schwerste Zeit seines Lebens konfrontiert wurde, habe ich leider keine Notizen gemacht. Deshalb kann ich mich auch nur an bestimmte Episoden und Schlagwörter erinnern, die mein Großvater wiederholt erwähnte.

Da sind die Namen der Lager Michailowka, Tschasov Jar und Kriwoi Rog, die in meinem Gedächtnis herum spuken. Die Erzählungen von der schweren Arbeit in einer Schmiede und dem Hunger, den er ohne zu klagen erwähnte. Vielmehr verriet er mir seine Strategien, die er entwickelt hatte, um zu überleben. Bei einem kilometerlangen Fußmarsch ins Lager bei kniehohem Schnee teilte er sich seine Kräfte ein wie einst beim 10.000-Meter-Lauf. Vor die Entscheidung gestellt, eine der Pritschen in der stinkenden, überfüllten Schlafbaracke auszuwählen, nahm er das obere Bett, weil er meinte, dass es unter der Decke am wärmsten war.

Er fertigte Ringe aus in kluger Voraussicht von zu Hause mitgenommenen Silbermünzen, die er verkaufen konnte um sich damit Geld für eine Extraportion Essen zu verdienen. Es war einer dieser Silberringe, den er offenbar wieder mit nach Hause genommen

hatte, den ich als Kind in Temeswar entdeckte.

Großvater und die Kollektivschuld

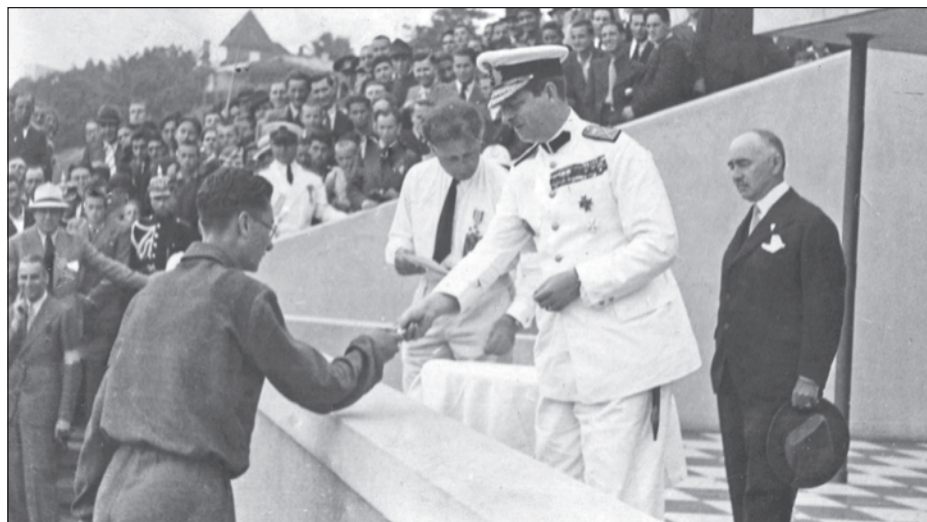
Am 9. Mai 1945 wurde mein Großvater zum Lagerkommandanten gerufen. Dieser war anlässlich der Feier der Kapitulation des Deutschen Reiches in Gesellschaft von hohen Funktionären. Man wollte jemanden, stellvertretend für die Lagerinsassen, die, weil sie Deutsche waren, als Kriegsgegner galten, bei ihrer angeblichen Nieder-

Archivfotos: banat-tour.de

glorreichen russischen Armee über Hitler gehört? Ja, Herr Kommandant, er wurde uns verkündet. Und? Was empfindest du als Deutscher dabei?

An dieser Stelle unterbrach mein Großvater immer die Erzählung und betonte, dass er sich die Worte sehr gut überlegt hatte. Musste er doch unangenehme Konsequenzen befürchten, wenn seine Antwort nicht den Genossen genehm war.

Darf ich dem Genossen Kommandanten auch eine Frage stellen? war seine Replik darauf. Ja,



Der König Rumäniens Karl II. überreicht Anton Höckl eine Medaille bei der Landesmeisterschaft 1936.

lage vorführen. Mein Großvater wurde vor der versammelten Prominenz im Lager folgendermaßen befragt.

Antón (in Russland wurde er als Zwangsarbeiter beim Vornamen genannt, mit Betonung auf der zweiten Silbe) welchen Beruf hattest du früher? Ich war Lehrer, Genosse Kommandant. Hast du von dem großen Sieg der

nur zu! wurde ihm gönnerisch entgegnet. Hat die glorreiche russische Armee gegen Hitlerdeutschland gekämpft oder gegen alle Deutschen? Die Antwort blieb man ihm in diesem Verhörschuldig, doch er wurde unbehelligt gelassen.

Damit waren die Disziplinen Demütigung und Angst erfolgreich absolviert.

Drei Worte

Mein Großvater kam nach drei Jahren aus dem russischen Lager für Zwangsarbeiter frei. Seine Gesundheit war nach der schweren Arbeit und der unzureichenden Ernährung so zerrüttet, dass ihn die Lagerärztin für einen Krankentransport nach Frankfurt/Oder freigab. So kam er zum zweiten Mal in seinem Leben nach Deutschland.

Zum ersten Mal war er als Sportler mit der rumänischen Nationalmannschaft im Sommer 1936 zur Olympiade nach Berlin gereist. Wie anders war dann doch dieser zweite Aufenthalt. Er sah das zerstörte Berlin und hungerte wie die einheimische Bevölkerung. Er schlug sich durch bis in das zerbombte München, wo ein Freund ihn zum Bleiben überreden wollte. Für meinen Großvater hatte es jedoch nie einen Zweifel daran gegeben, dass er zurück in seine Banater Heimat wollte. Dort in Paulisch wartete seine Frau und die gemeinsamen Kinder, sie hatten lange keine Nachricht von ihm.

Durch meine Führungen in München habe ich auch die Bilder der zerstörten Stadt gesehen. In der Residenz, die zu 99% ka-

dem Krieg durch diese Trümmer gelaufen war.

Von München aus brach er mit zwei Gefährten, beide Heimkehrer wie er, zur letzten Etappe der Reise nach Hause auf. Diese knapp 1000 km gingen die drei gemeinsam, teils zu Fuß, teils mit dem Zug oder per Mitfahrgelegenheit. Mein Großvater erzählte sehr spannend und detailgetreu von den Grenzübertritten. Diese erfolgten heimlich und bargen das Risiko, zurückgeschickt, verhaftet oder gar erschossen zu werden. Die drei Russland-Rückkehrer hatten Glück und kamen wohlbehalten in Paulisch an, wo sich ihre Wege trennten.

Das letzte Stück bis zum Paulischer Haus, wo seine Familie lebte, ging er allein. Doch das Gebäude hat zwei Aufgänge, welche der beiden Treppen benutzte er? Ich wollte es ganz genau wissen, denn es macht einen großen Unterschied. Dieses letzte Detail der freudigen Rückkehr wollte ich sicher überliefern. Meine Oma hatte seinerzeit darüber erzählt. Ich fragte aber auch meine Mutter und meinen Onkel. Es war die Treppe, die man über die Landstraße erreicht. Auch während der Recherche zu diesem Text haben wir uns in der Familie zum „Kapitel Russland“ ausgetauscht. Jeder von uns hat das, woran er sich erinnern kann, mitgeteilt, so dass wir die Gedächtnis-Bruchstücke oder Erinnerungsfetzen zusammengesetzt haben. Ich habe festgestellt, dass die Russlanddeportation die Betroffenen in der Familie eint, selbst in der nachfolgenden Generation. Meine Großeltern und ihre Kinder haben den Schrecken überwunden und ihr Leben gemeistert. Sie hatten im Gegensatz zu vielen anderen Familien das Glück, wieder vereint zu werden, woran man immer wieder dankbar zurückdenkt. Ganz, ganz sicher sind deshalb die Worte überliefert, die meine Oma in Paulisch sagte, als mein Opa nach drei Jahren Zwangsarbeit in Russland plötzlich und unangemeldet, unrasiert, ohne die vertraute Brille, völlig zerlumpt und abgemagert vor ihr stand.

Sie sagte zunächst nur drei Worte: Jeh, der Toni! (Schluss)

Herausgeber:

Demokratisches Forum der Deutschen im Banat

Redaktion: Temeswar/Timișoara, Str. 1 Decembrie nr. 10
RO-300231 Timișoara
Tel.+Fax: 0040-256-498210
E-Mail: temeswar@adz.ro; wkadz@netex.ro;

Das BZ-Team:

Siegfried Thiel (Redaktionsleiter)
thiel@adz.ro; siegfried.thiel.bz@gmail.com
Werner Kremm (Banater Bergland)
wkremmadz@gmail.com;

Banater Zeitung

Ștefana Ciortea-Neamțiu neamtui@adz.ro;
Zoltán Pázmány pazmany@adz.ro;
Balthasar Waitz waitz@adz.ro;
Bianca Malin bianca.malin.bz@gmail.com

Unaufgefordert eingesandte oder handschriftliche Manuskripte werden nicht zurückerstattet. Die Redaktion behält sich Kürzungen vor. Die in der Banater Zeitung veröffentlichten Beiträge wiedergeben die Meinung der Autoren.

Diese Ausgabe der Banater Zeitung ist zusammengestellt von Bianca Malin



UnterWEGs mit Astrid Ziegler

Die Mariensäule auf dem Marienplatz in München ist ein barockes Denkmal, das zum Dank dafür errichtet wurde, dass die Stadt vor der Zerstörung im 30-jährigen Krieg (1618-1648) verschont geblieben war. Auf einer Säule steht die Gottesmutter Maria, als Patrona Bavariae, das Jesuskind auf dem Arm.

Die Eckpositionen am Fuß der Säule sind mit vier Engelskindern des Barock besetzt, die mit antiken Panzern gerüstet die Allegorien der Hauptübel der Menschheit bekämpfen. Einer der putzigen Putti erhebt sein Schwert, um einem Basiliken den Kopf abzuschlagen. Dieses Fabelwesen zwischen Schlange und Hahn wurde vor Jahrhunderten als Ursache von Seuche und Krankheit betrachtet. Sein Atem, dem, heute würde man sagen infektiöse Aerosole entströmten, als tödlicher Hauch gefürchtet. Man stellte sich vor, dass die Basiliken die Menschen auch aus den Brunnen über das Wasser anstecken.

Die Krankheit, das Hauptübel der Menschheit, war nicht nur zur Zeit des 30-jährigen Krieges, als die Pest wütete, gefährlich. Epidemien rafften immer wieder Menschen dahin, unter den Opfern waren in früheren Zeiten auch viele Kinder. Als ich an Allerheiligen auf den Spuren der Verfahren ins Banat fuhr, war ich auch auf der Suche nach einem hundert Jahre alten Kindergrab. Dieses war seit einem halben Jahrhundert von keinem Angehörigen mehr besucht worden. Die Geschichte über den Tod des 9-jährigen Ernst, oder Ernö, wie er genannt wur-

de, hatte ich, selbst in jungem Alter, von meinem Großvater gehört. Sein Bruder war eines Tages erhitzt und verschwitzt nach ausgelassenem Spiel nach Hause gekommen. Durstig wie er nach dem Toben war, hatte er kaltes Wasser getrunken und war kurz darauf erkrankt. Der Atemwegsinfekt verschlimmerte sich zu einer Lungenentzündung. In der Zeit des ersten Weltkriegs, als es noch keine Antibiotika gab, ein Todesurteil für den kleinen Ernö.

Solange ich ein Kind war, ermahnte mich mein Großvater stetig, ja kein kaltes Wasser zu trinken, wenn ich verschwitzt und erhitzt war. Ich sollte immer erst warten bis ich mich ein wenig abgekühlt hatte. Er wusste nichts über Basiliken im Brunnen mit verseuchtem Atem, doch er trug die Erinnerung an das große Leid in sich, das damals über seine Familie gekommen war. Es überschattete die heiteren Lausbubengeschichten, die er aus seinem Geburtsort erzählte und denen ich so gerne lauschte. Hopsewitz, wo mein Perjamoscher Urgroßvater Anfang des 20. Jahrhunderts als Lehrer eingestellt worden war, wollte ich besuchen, sehen, endlich kennen lernen. Das kleine Dorf mit dem lustigen Namen, wo mein Großvater und seine Brüder Krähenester aushoben, wo sie draußen spielten bis die Mutter sie abends ins Haus rief: „Franzi, Anti, Niki! Hände waschen, Pipi machen, schlafen gehen!“ Das kleine Dorf, in dem der ältere Bruder Ernö begraben wurde.

Hopsenitz, wie ein Nest in der Heide gelegen

Als ich zusammen mit Hans Rothgerber in die Peripherie des rumänischen Banats, südlich



Astrid Ziegler als Gästeführerin an der Mariensäule in München. Im Bild oben die Putti im Kampf.

Fotos: banat-tour.de

von Temeswar, fuhr, wollten wir auch der Frage nachgehen: was bleibt an einem Ort, den die Familien schon vor hundert Jahren verlassen hatte. Sie kehrte nämlich bald nach dem Tod des Kindes nach Perjamosch zurück, wo mein Urgroßvater Schuldirektor wurde.

Hopsenitz, wie ein Nest in der Heide gelegen, empfing uns übersichtlich und menschenleer. Die Straße führt schnurstracks zur Kreuzung, wo sich die Kirche befindet und damit das

Banater Begebenheiten:

worden, das Unkraut beseitigt, so dass die Grabsteine, die es dort gab, gut zu sehen waren. Hier wuchs bestimmt Gras auch über Gräber, deren Kreuze in dem vergangenen Jahrhundert verschwunden waren. Als wir die Reihen abschritten war ich erschüttert über die zahlreichen Kindergräber.

Die Sterblichkeit war früher im Banat bei den Kleinsten sehr hoch gewesen. Im Lauf der Zeit hatte es Cholera-, Scharlach- und Typhusepidemien gegeben, die in den Familien zahlreiche Opfer gefordert hatten. Meine Urgroßmutter, die ihren Sohn in diesem Friedhof zu Grabe getragen hat, hatte Ende des 19. Jhd. in Perjamosch fast alle ihre Geschwister im Kindesalter verloren. Doch Ernös Grab konnten wir auf dem unbekannten Friedhof trotz gründlicher Suche nicht ausmachen.

Immerhin hatten wir es versucht, dachte ich wehmütig als wir entschlossen waren die Rückfahrt nach Temeswar anzutreten.

Die Begegnung mit Käthe

Doch zurück im Ort, an der Kirche ohne Dach angekommen, bemerkten wir am Straßenrand eine Frau. Es sah so aus, als würde sie in dem sonst menschenleeren Ort nicht zufällig dort stehen. Hans hielt das Auto an und meinte: „Die hat uns bestimmt etwas zu sagen“.

Ich stieg sofort aus und sprach die Wartende, die etwa in meinem Alter war, an. Sie nannte mir ihren Namen: Käthe. Sie hatte vom Fenster ihres Hauses aus unser Auto mit deutschem Kennzeichen gesehen, woraufhin sie neugierig wurde, welche „ausgewanderten Hopsewitzner“ wohl zu Besuch gekommen sind.



Als wir die Reihen abschritten, war ich erschüttert über die zahlreichen Kindergräber.



Wir fragten uns, ob an dieser Stelle die alte Schule und das Haus des Lehrers gestanden haben könnten.

Kindertotenlieder in Hopsenitz

Welch ein Glück für uns, denn sie und ihre Geschwister waren die letzten Deutschen im Ort. Käthe sprach selbstverständlich schwowisch, den Dialekt, den man in den Banater Dörfern nur noch selten hört. Es entstand ein Dialog, der alles verändern sollte. „Mein Urgroßvater war zur Zeit des ersten Weltkrieges Lehrer hier in Hopsenitz gewesen“, stellte ich mich vor. Als sie seinen Namen hörte, sagte sie mit ruhiger Stimme, in der ein Anflug von Aufregung und Freude zu hören war: „Ja, der Höckl Lehrer. Meine Großeltern waren bei ihm in der Schule und haben viel von ihm erzählt. Sein Sohn war gestorben, auf dem Friedhof befindet sich sein Grab.“ Als ich das hörte war ich so verblüfft, dass es mir fast die Sprache verschlug.

In Käthes Begleitung fuhren wir ein zweites Mal zum Friedhof. Sie führte uns an das Grab, das wir, obwohl zentral neben der Kapelle gelegen, übersehen hatten, weil es in so gutem Zustand war. Ich hatte nach ungepflegten Gräbern Ausschau gehalten. Käthe erzählte, dass ihre Familie, der die Gräber daneben gehörten, all die Jahrzehnte die letzte Ruhestätte des Lehrersohns mitgepflegt hatte. Nachbarschaftshilfe über den Tod hinaus.

Wehmütig wies sie auf das Grab ihres Sohnes, der als Baby gestorben war. Sie hatte also auch ein Kind verloren. Daneben fiel mein Blick auf ein verwittertes steinernes Kreuz. Es war unbeschädigt, die Schrift noch ganz gut lesbar. Ernst Höckl stand darauf, geboren im Jahr



Das steinerne Kreuz von Ernö war unbeschädigt.

Fotos: banat-tour.de

1909 gestorben 1918, betrauert von Eltern und Geschwistern. Es gab es also tatsächlich noch, das Grab.

Als ich es da so vor mir sah, in Stein gemeißelt, wurde mir das ganze Ausmaß der Katastrophe erst bewusst! Das unsagbare Leid von Eltern, die ihr Kind zu Grabe tragen müssen, der tiefe Schmerz der Angehörigen. Der Dichter Friedrich Rückert, der selbst zwei Kinder verloren hatte, verewigte dieses Unglück so berührend in seinen „Kindertotenliedern“:

*Sie haben das Herz aus der Brust mir genommen
Und haben gelegt in ein Grab;
Das Leben, es ist mir abhanden gekommen,
Es ist mir gegangen hinab.*

Das, was Rückert nach

dem Tod seiner Tochter Luise und seines Sohnes Ernst (welch Zufall die Namensgleichheit!) in der größten Totenklage der Weltliteratur in Verse gefasst hat, war auch für Käthe, für meine Urgroßmutter und für unzählige andere Menschen traurige Wirklichkeit. Ein Trauma, das selbst die nachfolgenden Generationen, zu denen auch ich gehöre, nicht unberührt lässt.

In Gedanken an das verwitterte Steinkreuz fallen mir die kleinen Engel an der Mariensäule ein und die Übel der Menschheit, die sie bekämpfen und die ebenso zahllose Opfer gefordert haben. Auch der Krieg, der Hunger, der fanatische Glaube, dargestellt in den allegorischen Figuren des Denkmals, mahnen uns, wie mächtig der Tod ist.

Kirche als Konzert-Location

Käthe, unsere gute Fee, ohne die diese Geschichte ganz anders ausgefallen wäre, zeigte uns auch das ganze Ausmaß der Zerstörung der Hopsenitzer Kirche durch Naturgewalt. Bei einem schlimmen Erdbeben, das 1991 in der Region viel Schaden angerichtet hatte, war das Dach eingestürzt. Wir schlenderten zusammen durch das nach oben offene Bauwerk, in dem Bäume und Gras wuchsen und Tauben hausten. Hier wurden sie sicherlich getauft, mein Großvater und seine Brüder, dachte ich. Hier war Ernö vielleicht Ministrant gewesen. Käthe, ganz Kirchenführerin in diesem abgedeckten Gotteshaus, erzählte, dass vor ein paar Jahren ein Investor die

Kirche als Konzert-Location entdeckt hatte. Zu klassischer Musik wurde eine Lightshow veranstaltet. Wie schafft man es, Leute dazu zu bewegen, zum Kulturgenuß an diesen abgelegenen Ort zu kommen, wunderte ich mich. Wenn das kein Einzelfall bliebe, wäre Hopsenitz sogar eine Attraktion im Banat.

Dann verriet uns Käthe, dass sie schon sehr konkrete Pläne bezüglich ihrer letzten Ruhestätte hat. Sie möchte, obwohl sie in Deutschland arbeitet und dort auch bleiben könnte, unbedingt in Hopsenitz bestattet werden, da sie das kleine Dorf als Heimat betrachtet. Anrührend erklärte sie, dass sie dereinst - in hoffentlich ferner Zukunft - in Ernös Grab, über dem Sarg des Kindes, zur letzten Ruhe gebettet sein möchte. Dazwischen wird eine Platte sein, damit die Totenruhe des Kindes nicht gestört wird, erklärte sie. „Was hat der Junge für ein Glück“, dachte ich. In bester Gesellschaft wird er liegen, weiterhin im Tode adoptiert von Käthe und ihrer Familie.

*Laßt im Grünen mich liegen
Unter Blumen und Klee,
Unter Blumen mich schmiegen,
Unter Blumen und Klee!*

*Wo ich auch nach dir frage
Find ich von dir Bericht
Du lebst in meiner Klage
und stirbst im Herzen nicht.*

Wieder fielen mir Rück-

erts Kindertotenlieder ein. Während ich darüber nachdachte, wurde mir plötzlich klar, was bleibt.

Es ist unglaublich, aber die Erinnerung an den kleinen, zu früh verstorbenen Ernö blieb in Hopsenitz auch nach hundert Jahren erhalten, weil es Menschen gab, die von seinem Schicksal gerührt waren. Und in der Familie wurde seiner in Liebe gedacht. Mein Großvater hat mit zahlreichen unermüdlichen Erzählungen über seinen großen Bruder dafür gesorgt. Und ich wiederum werde so lange ich lebe von meinem Großvater erzählen und seine Erinnerungen weitergeben. Funktionierende zwischenmenschliche Beziehungen wie Liebe, Zuneigung und selbst gute Nachbarschaft wirken fort, sogar wenn Gebäude eingestürzt oder verschwunden sind.

Auch in der eindrucksvollen Vertonung der Kindertotenlieder Friedrich Rückerts durch Gustav Mahler findet sich eine hoffnungsvolle Botschaft zum Schluss. Nämlich, dass der Tod zwar mächtig ist, doch mächtiger als er ist die Liebe.

Vielleicht werden die Kindertotenlieder ja mal im Rahmen eines Konzerts in der zum Himmel offenen Kirche erklingen, direkt zu den geharnischten Engeln aufsteigen. Das ist unwahrscheinlich? Nicht so sehr wie das Erlebnis, in Hopsenitz das schon seit hundert Jahren verlassene Grab eines kleinen Jungen zu finden.

Astrid Ziegler ist als Gästeführerin der Stadt München tätig und auch in Paulisch zu Hause. Sie veröffentlicht aktuell auch auf der Webseite banat-tour.de



Hopsenitz, wie ein Nest in der Heide gelegen, empfing uns übersichtlich und menschenleer.



Mit Käthe, der Kirchenführerin, im abgedeckten Gotteshaus